



Salon der Angst: Ein Roundtable Gespräch mit Cathérine Hug, Nicolaus Schafhausen und Vanessa Joan Müller

V.J. Müller: Angst ist ein menschliches Grundgefühl und gewissermaßen ein Signal, das auf Gefahren aufmerksam macht und entsprechende Reaktionen darauf initiiert. Angst ist in den letzten Jahrzehnten aber auch immer stärker zu einem Thema kulturwissenschaftlicher Analysen geworden, bei denen zeitgenössische Angstauslöser wie etwa die Wirtschafts- und Finanzkrise, die Folgen der Globalisierung oder die Nachwirkungen von 9/11 im Zentrum stehen. Dabei geht es einerseits um die kulturelle Prägung von Angst-Erlebnissen, andererseits um die Erweiterung der Angst von einem individuellen Gefühl zu einer kollektiven Ereignisform. Solche kollektiven Ängste wiederum unterliegen Konjunkturen. Was wären für euch die typischen Ängste unserer Zeit?

N. Schafhausen: Jeder Mensch hat in bestimmten Situationen Angstgefühle, die er nicht steuern kann, bei Gewalt oder Unfällen zum Beispiel. Immer dann, wenn es um den Verlust des eigenen Lebens gehen könnte. Die Überwindung der eigenen Angst ist zugleich aber auch ein Motor, um sich persönlich weiterzuentwickeln, also keine Angst mehr vor unerwarteten Situationen zu haben, in denen man sich ja permanent wiederfindet.

Seit einigen Jahren wird der Sozialstaat, der uns über mehrere Generationen hinweg bei vielen Ängsten, wie zum Beispiel vor Krankheit und Arbeitslosigkeit, unterstützt hat, neu verhandelt. Der kollektive Schutz weicht der Eigenverantwortung. Mit dieser Situation müssen wir uns erstmal alleine auseinandersetzen. Warum gibt es sonst heute Selbsthilfegruppen für jedes Problem?

Als kollektive Angst meiner Generation erinnere ich mich natürlich an die Angst vor AIDS, die mindestens zwei Generationen in ihrem Sexualverhalten gesteuert hat. Die Gefahren, die AIDS mit sich bringt, sind zwar heute nicht weniger geworden, aber als kollektive Angst in der westlichen Welt ist sie kaum mehr existent.

C. Hug: Ich muss da an eine informelle Diskussion im schweizerischen Leukerbad denken, wo sich beim dortigen Literaturfestival in den Pausen interessante Konstellationen ergaben und Themen auftaten. Wir waren eine Runde von Personen aus unterschiedlichen Generationen, da meinte der eine Autor zu uns, dass wir die Angst heute nicht mehr kennen würden. Es entwickelte sich dann ein Gespräch über die strukturelle Gewalt, die in der DDR zum politischen Instrumentarium gehörte, gegenseitige Überwachung, die Stasi, Verhöre, Erpressung, Exil ... Ich habe den Gedankenaustausch mit großem Interesse verfolgt, aber eher aus der Beobachterperspektive, da ich von der Gewalt dieser historischen Fakten irgendwie eingeschüchtert war, und in der Tat feststellen musste, dass ich diese Art von Angst nicht kenne. Den Schluss, den ich aus dieser aufwühlenden Geschichte ziehe: Ängste wandeln sich mit der Zeit.

Umso wichtiger finde ich, dass man die Thematik im Licht der Gegenwart betrachtet, denn die Ängste der 1970er Jahre sind offensichtlich nicht mehr dieselben wie heute. Was 9/11 betrifft, fällt mir eine sehr interessante Argumentation ein aus Robert Menasses Vorlesungsreihe *Die Rettung des Menschen durch die Zerstörung der Welt* gelesen habe, wo er darauf hinweist, wie problematisch und im Prinzip höchst undemokratisch es sei, das Einstürzen der Twin Towers als Messlatte für das Leid der Menschen zu nehmen. Die mediale Wiederholung dieses Bildes hätte einen saturierenden statt aufklärerischen Effekt gehabt, und obwohl *Bild* dieselben etymologischen Wurzeln wie *Bildung* habe, würde ersteres seiner didaktischen Aufgabe nicht mehr gerecht werden. Ohne mich hier jetzt zu lange bei 9/11 aufhalten zu wollen, finde ich dieses Beispiel interessant, weil darin eine Befürchtung mitschwingt, die auf weit reichende Konsequenzen bis in unsere heutige Gegenwart hinweist, und zwar unser Demokratiedefizit. Eine große Angst der Gegenwart ist der Verlust unserer wertvollsten politischen Errungenschaft, und zwar die der Freiheiten, die uns die Demokratie ermöglicht. Darin sind weitere Ängste zu verorten, insbesondere existentielle Ängste, die unsere Arbeit und unseren Komfort betreffen: Arbeitslosigkeit, Xenophobie, sozialer Abstieg. Dabei sind diese Ängste natürlich nicht dadurch lösbar, dass man Schuldige sucht. Leider tun Politik und Medien genau das im besonderen Ausmaß.

N. Schafhausen: Natürlich schwingt die Angst vor dem sozialen Abstieg in einer saturierten Gesellschaft wie der unsrigen permanent mit, denn der Sozialstaat funktioniert bei uns ausschließlich über den Kapitalismus. Diese Angst bietet sich für die Politik geradezu perfekt dafür an, mit der Angst vor anderen gesellschaftlichen Veränderungen verknüpft zu werden: der Angst vor Zuwanderung oder der Angst vor dem Verlust der so genannten christlichen Wertegemeinschaft und ganz aktuell natürlich der Themenkreis Datensammeln und Datenschutz.

V.J. Müller: Das Interessante ist ja, dass Angst im Gegensatz zur Furcht, die sich auf ein konkretes, meist real gefährliches Objekt richtet, unbestimmt und objektlos ist. Sie lässt sich auf keinen klaren Nenner bringen und bleibt semantisch unscharf. Insofern können wir manchmal gar nicht genau sagen, wovor wir eigentlich Angst haben. Und vielleicht sind gerade deshalb viele Entwicklungen der jüngeren Zeit wie etwa die Globalisierung und ihre Folgen so von Angst besetzt. Bei solchen globalen Umwälzungsprozessen entstehen Zonen der Unsicherheit, oft auch noch medial verstärkt. Politisch lassen sich diese Verunsicherungsszenarien, die natürlich auch ganz konkrete Folgen für das Individuum haben, auf populistische Weise instrumentalisieren. Dann geht es meist darum, im Medium des Anderen die Stabilität des Eigenen zurückzugewinnen und die Komplexität der Gegenwart, die ihrerseits ja schon ein Angst-Szenario ist, zu reduzieren.

N. Schafhausen: Die mediale Verfügbarkeit globaler Angst-Szenarien und ihre enorme Präsenz haben zu einem neuen politischen Umgang mit Angst geführt. Die Ängste, mit denen wir bislang umgegangen sind, waren zwar immer auch schon die Ängste der anderen, die wir uns zueigen gemacht haben. Das Ausmaß, die Ausbreitung ins Globale und die Geschwindigkeit verlangen von uns aber vollkommen neue Strategien für die Bewältigung unserer Gefühle.

C. Hug: Gleichzeitig spricht man bei der Angst von einem Uraffekt, von einem Instinkt als Schutzmechanismus, der unabhängig von sozialen, geografischen und kulturellen Gegebenheiten alle Menschen gleichermaßen betrifft. Angst ist aber auch ein Mittel der Lust, um Katharsis herbeizuführen, wie das besonders

die Psychoanalyse mit Sigmund Freud und später Jacques Lacan aufgezeigt hat. Die Horrorfilme von Regisseuren wie Fritz Lang, George A. Romero oder Dario Argento ästhetisieren die Angst, damit der Zuschauer an ihr Gefallen findet und sie ihm dadurch vielleicht sogar genommen wird. In diesem Fall dient Angst dazu, uns unserer eigenen Existenz irgendwie stärker bewusst zu werden. Der Kultfilm *Angst* (1983) des Österreicherers Gerald Kargl spricht genau von dieser Urangst, und zwar dem Gespür dafür, sich selbst zu verlieren und der Zwangsneurose, sein eigenes Wesen nur noch daran festmachen zu können, dass man seinem Gegenüber Leid zufügt. Wir begeben uns hier jedoch ins Feld des Pathologischen. Die Ängste, um die es in der Ausstellung *Salon der Angst* hauptsächlich gehen soll, sind mehr im Alltag denn in der Krankheit zu verorten. Wenn man unsere Arbeit als Ausstellungsmacher betrachtet, stellt sich die Frage: Wie kann die Begriffswelt rund um Angst, die ja vorwiegend negativ besetzt ist, ein ästhetisch angenehmes Phänomen hervorbringen? Oder anders ausgedrückt: Kann Kunst, die Angst thematisiert, überhaupt schön sein?

N. Schafhausen: Zunächst einmal müssen wir festhalten, dass motivische Ausstellungen wie *Salon der Angst* immer auch vor einem spezifischen lokalen Hintergrund agieren. Diese Ausstellung wäre in Kairo eine ganz andere, wenn sie überhaupt möglich wäre. Ich würde zunächst gerne die Debatte über die Definition von Schönheit ausklammern. An sich müssten wir aus der Kunst heraus argumentieren. Wir arbeiten mit internationalen Künstlerinnen und Künstlern, die ihre individuellen Erfahrungen und Praktiken in diese Ausstellung einbringen und deren Arbeiten von uns ausgewählt worden sind bzw. die wir beauftragt haben, neue Arbeiten zu gestalten. Können wir zunächst darüber diskutieren, vor welchem gesellschaftlichen Hintergrund Künstlerinnen und Künstler heute arbeiten?

V.J. Müller: Wenn wir konkret über die Ausstellung *Salon der Angst* sprechen, fällt zunächst natürlich der Unterschied zwischen den historischen Positionen von James Ensor, Alfred Kubin oder Ferdinand van Kessel und den zeitgenössischen Werken auf. Eine existenzielle, radikal auf das eigene Ich bezogene Position wie die von Ensor findet man in der Gegenwart eher selten. Die gesellschaftliche Stellung des Künstlers im ausgehenden 19. Jahrhundert war da schon eine sehr andere. Viele der zeitgenössischen Positionen in der Ausstellung nehmen ja eine beobachtende Perspektive ein, analysieren Medienbilder oder kommentieren sie. Eine allein auf das Künstler-Ich bezogene Sicht ist in unserer globalisierten Gegenwart wahrscheinlich gar nicht mehr möglich.

C. Hug: In der Tat sind Positionen wie Florin Mitroi, der in seinen Bildern konsequent nur seine eigene Agonie reflektiert, heute eher Ausnahmereischeinungen. Das Nachdenken über das Künstlerdasein und seine Schwierigkeiten interessiert Künstler heute vermutlich weniger. Angesichts der geforderten medialen Selbstinszenierung wird man ungern über persönliche Ängste sprechen wollen, sondern vielmehr über das, was die Logiken der Medienwelt generell so bedient. Den von euch angesprochenen Aspekt der Angst im Produktionsprozess hat die Kunsthistorikerin Catherine Grenier in ihrer wegweisenden Analyse *Dépression et subversion* von 2004 auf sehr anregende Weise untersucht und dabei unter anderen auch auf Francis Picabia Bezug genommen. Einerseits wird dieser als Dandy beschrieben, der in den prekären Umständen der Zwischenkriegszeit lebt und dennoch die Genüsse des bürgerlichen Lebens auskostet, gleichzeitig sieht sich Picabia unentwegt der eigenen Verzweiflung gegenüber der eigenen künstlerischen Produktion ausgesetzt. Heute wird die Auseinandersetzung mit individuellen Ängsten bei Künstlern eher

über Umwege geführt. Als jüngstes Beispiel möchte ich die Diskussion um die letzte Ausgabe des *DSM-V*, des Diagnosehandbuchs der Psychiatrie, herbeiziehen, dessen fünfte, diesen Mai erschienene Ausgabe besonders umstritten ist, worüber ich mit Fabian Marti wiederholt diskutiert habe. Mittlerweile wird sogar das „zu lange“ Trauern als „Krankheitsbild“ festgelegt sowie eine ganze Reihe von Ängsten und Phobien vor allem bei Kindern und Jugendlichen. Die schwerwiegende Konsequenz schlägt sich unter anderem in einer prosperierenden Pharmaindustrie nieder, die keine Marktgrenzen mehr zu kennen scheint, um medikamentös was zu „behandeln“... Welcome to Aldous Huxley's *Brave New World*! Das Schlussvotum in Elisabeth von Thaddens Rezension von Allan Frances' brisanter *DSM-V-Kritik Normal: Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen* (2013) finde ich hier darum nennenswert: „Trauer, Unruhe, Verzweiflung: eine Gesellschaft, die menschlich ist, braucht diese drei.“

N. Schafhausen: Als eine der zentralen Arbeiten, sozusagen als Einzelausstellung innerhalb von *Salon der Angst*, zeigen wir die fast schon kanonische Serie *Polonia and Other Fables* von 2009/10 des kürzlich verstorbenen Allan Sekula, einem der bekanntesten amerikanischen Künstler seiner Generation. Seine fotografischen und filmischen Projekte haben stets einen eher dokumentarischen Charakter, und seine künstlerische Tätigkeit kritisiert häufig die Gründungsmythen der kapitalistischen Denktradition, auch um herkömmlichen Darstellungsformen und die Rezeption von Kunst in unserer Gesellschaft zu hinterfragen. Sekula thematisiert auch stets seine eigene soziale und intellektuelle Position, bricht quasi die ideologische Hegemonie der aktuellen zeitgenössischen Kunst. In *Polonia and Other Fables* erforscht er sehr persönliche Themen im Zusammenhang mit den polnischen Wurzeln seiner Familie, den damit verbundenen Fragen der Emigration und wie sich die polnisch-amerikanischen Beziehungen im amerikanischen Alltag spiegeln. Neben in Chicago aufgenommenen Fotografien sind Aufnahmen zu sehen, die Sekula zur Vorbereitung seiner Ausstellung in der Nationalgalerie Zacheta in Warschau (2010) gemacht hat und die auf die Verwestlichung und gesellschaftliche Dynamik des Landes nach dem Beitritt zur NATO und dem Eintritt in die europäische Union hinweisen. Im Rahmen unserer Ausstellung finde ich seine Arbeiten auch deshalb faszinierend, weil sie das Genre Kunst generell in Frage stellt.

V.J. Müller: Ich muss zugeben, dass mich Angst als Thema der bildenden Kunst vor allem dann interessiert, wenn es um die Mechanismen geht, bei denen Angst gezielt für bestimmte Zwecke eingesetzt wird, oder um die Rhetoriken, die sie begleiten. Wobei die Pharmaindustrie, die Cathérine erwähnt hat, natürlich ein Interesse daran hat, Dinge medikamentös zu behandeln, die zum natürlichen Gefühlsspektrum gehören. Gelegentlich Angst zu haben, ist ja eigentlich etwas vollkommen Normales. Gerade die großen Furchtszenarien der jüngeren Vergangenheit wie etwa die Terroranschläge in New York, London und Madrid oder die Atomkatastrophe von Fukushima haben sich nach der ersten Welle der Berichterstattung jedoch in abstrakte, globale Szenarien verwandelt, die immer und überall eintreffen können und deshalb politische Entscheidungen und gesellschaftliche Anpassungsprozesse massiv beeinflussen. Da entstehen dann Präventionsstrategien, die große politische Wirkung zeigen. Früher sprach man eher von Risikoabwägung oder Risikobewältigung, während heute schnell eine hysterische Angst herbeigeredet wird, die dann aktionistisch bekämpft wird. Wobei mir am *Salon der Angst* gefällt, dass die Werke eher subtil argumentieren und damit eigentlich jene Momente reflektieren, die zum Auslöser oder Verstärker solcher potenzieller, meist medial verstärkter Ängste werden.

N. Schafhausen: Ich teile deine Einschätzung. Viele öffentliche Debatten sind in hohem Maß von Angst bestimmt. Kollektive Angst wird durch politische Rhetorik immer dann erzeugt, wenn es um die Bedrohung von Freiheit und um unsere Sicherheit geht. Mit Kunstproduktion hat diese medial verstärkte Angst unmittelbar zunächst zwar nichts zu tun, denn Künstler argumentieren aus ihren eigenen Erfahrungswelten. Ihre Arbeiten reagieren aber auch zu einem gewissen Teil auf kollektive Ängste, gehen auf Details ein, um diese subtil zu hinterfragen. Das ist auch einer der Gründe, warum wir in dieser Ausstellung historische Positionen konsequent neben die der Gegenwart stellen – für mich persönlich eine adäquate Lösung, die Vergangenheit ins Heute zu übersetzen. Und gleichzeitig die Gegenwart ins Zentrum zu stellen, ohne sie zu konservieren. In diesem Zusammenhang möchte ich noch mal die Zeichnungen des Symbolisten James Ensor hervorheben, der seine Gefühlswelten niemals direkt angesprochen hat, sondern indirekt, emotional. Ich möchte behaupten, dass der Affekt seiner Werke auch darum so vereinnahmend ist, da seine Werke das Unwohlsein eher emotional als akademisch adressieren. Peter Fischlis kleine Wandplastik *Dallas*, 22. November 1963 von 2013 zielt hingegen auf unser voyeuristisches Verlangen ab, ein sehr präsentenes Medienbild der Zeitgeschichte, nämlich die Ermordung John F. Kennedys, immer wieder sehen zu wollen. Angstdarstellungen in der Kunst greifen solche Ikonografien durchaus wieder auf.

C. Hug: Mit dem Begriff „Zeitgeschichte“ lieferst du ein wichtiges Stichwort, auf das wir hier noch zu sprechen kommen sollten, und zwar die Diskrepanz zwischen Zeitgenossenschaft und Zeitgeist. Vor dem Hintergrund der sozialen Komponente von Angst reflektieren Künstlerinnen und Künstler ja in besonderer Weise ihre Zeitgenossenschaft, ohne dabei jedoch affirmativ den Zeitgeist zu illustrieren. Insofern nimmt der Künstler, und ich würde das hier durchaus als Konstante sehen, die Position des gesellschaftlichen Außenseiters ein, der dem vorherrschenden Tenor skeptisch gegenübersteht anstatt Harmonie mit seiner Umwelt zu suchen. Nehmen wir den Titel der Ausstellung als Beispiel: „Salon“ ist ein Begriff, der eine vielschichtige Historie aufweist. Die erste Assoziation, die dieses Wort weckt, ist die des häuslichen Wohnzimmers, also eines privaten Ortes. Gleichzeitig ist der Salon der repräsentative Raum der Familie, wo man Gäste empfängt und feiert oder sich einfach nur trifft, um etwas zu besprechen. Es ist ein Ort der Zusammenkunft, wo sich im Kleinen Autoritätsstrukturen und Gesellschaftsregeln widerspiegeln. Historisch betrachtet war der Salon auch der Ort, wo sich Interessengruppen politischer, aber auch künstlerischer Natur getroffen haben, wenn dieses etwa im Kaffeehaus schlecht möglich war – da schwingt also auch ein konspirativer Unterton mit. Exemplarisch für die ambivalente Charakteristik des Salons ist Zin Taylors Wandarbeit in der Ausstellung: Tapeten sind heute zwar ein bisschen aus der Mode gekommen, aber man fand sie lange typischerweise im bürgerlichen Wohnkontext. Auf Taylors Tapete, die er eigens für diese Ausstellung entworfen hat, finden wir Flechten, also kein dekoratives Muster, sondern die Reproduktion eines komplexen Lebewesens. Flechten sind symbiotische Lebensgemeinschaften zwischen einem Pilz und einem oder mehreren Photosynthese betreibenden Partnern, und ihre visuellen Erscheinungsformen sind sowohl auf der haptischen wie der farblichen Ebene höchst faszinierend. Das Ornament soll bewusst an die Ästhetik der 1960er erinnern, wo mittels halluzinogener Drogen wie LSD ein bestimmter Typus von Kunst produziert worden ist. LSD hat als Droge eine eigentümliche „Karriere“ erlebt, weil sie in breiten und auch akademischen Kreisen – man denke an Aldous Huxley oder Timothy Leary – zu experimentellen Zwecken der Bewusstseinsweiterung konsumiert worden ist, bevor sie verboten wurde. Die wahren Gründe des LSD-Verbotes sind wahrscheinlich darauf zurückzuführen,

dass diese Droge eben auch „schlechte Trips“ verursachte. Weitere, weniger offizielle Gründe haben mit den Protestbewegungen gegen den Vietnam-Krieg zu tun.

V.J. Müller: Der Salon ist ein Ort des Austauschs, der Diskussion. Wenn eine Ausstellung *Salon der Angst* heißt, sind es dann die Werke, die miteinander in einen Dialog treten? Die Präsentation der einzelnen Arbeiten ist ja nicht unbedingt konventionell, und es gibt durchaus Konstellationen, wo ich den Eindruck habe, dass ganz bewusst bestimmte künstlerische Positionen so präsentiert werden, dass sie nicht einfach nur für sich stehen, sondern sich untereinander ergänzen, vielleicht sogar manchmal widersprechen.

N. Schafhausen: Gruppenausstellungen, in denen die Werke vereinzelt präsentiert werden und für sich stehen, finde ich langweilig. Das bedeutet umgekehrt nicht, dass wir die Arbeiten der Ausstellung nur unter dem Aspekt präsentieren, dass sie alle direkt oder indirekt etwas mit Angst zu tun haben. Aber natürlich entstehen Konstellation, bei denen Motive sich überlagern und ähnliche Themen aus unterschiedlicher Perspektive zu sehen sind. Es geht ja nicht um Bebilderung, sondern um das Freisetzen von Impulsen. Und natürlich geht es auch darum, den Besucher einer großen Anzahl ganz unterschiedlicher Gefühle auszusetzen. Angst und Kontemplation schließen einander aus. Die Ausstellung hat deshalb schon ein bisschen was mit visueller Überforderung zu tun. Alle Videoarbeiten vollständig anzusehen, würde auf jeden Fall ziemlich lange dauern.

Cathérine Hug ist Kuratorin in der Kunsthalle Wien und kuratierte gemeinsam mit Nicolaus Schafhausen die Ausstellung *Salon der Angst*.

Vanessa Joan Müller ist Dramaturgin in der Kunsthalle Wien.

Nicolaus Schafhausen ist Direktor der Kunsthalle Wien und Kurator der Ausstellung *Salon der Angst*.

#Angst

#KunsthalleWien

#WienKultur

Kunsthalle Wien GmbH
Museumsplatz 1
1070 Wien, Austria
www.kunsthallewien.at
facebook.com/KunsthalleWien
twitter.com/KunsthalleWien

Presse
Katharina Murschetz
+43 (0) 1 5 21 89 - 1221
katharina.murschetz@kunsthallewien.at

Stefanie Obermeir
+43 (0) 1 5 21 89 - 1224
presse@kunsthallewien.at